JAMES PATTERSON

Die 18. Entführung

Autor

James Patterson, geboren 1947, war Kreativdirektor bei einer großen amerikanischen Werbeagentur. Seine Thriller um den Kriminalpsychologen Alex Cross machten ihn zu einem der erfolgreichsten Bestsellerautoren der Welt. Auch die Romane seiner packenden Thrillerserie um Detective Lindsay Boxer und den »Women's Murder Club« erreichen durchweg die Spitzenplätze der internationalen Bestsellerlisten. Regelmäßig tut er sich für seine Bücher mit anderen namhaften Autoren oder Stars zusammen wie mit Dolly Parton für den »New York Times«-Nr.-1-Bestseller »Run, Rose, Run«. James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester County, N.Y.

Die »Women's Murder Club«-Reihe bei Blanvalet:

Der 1. Mord · Die 2. Chance · Der 3. Grad · Die 4. Frau · Die 5. Plage · Die 6. Geisel · Die 7 Sünden · Das 8. Geständnis · Das 9. Urteil · Das 10. Gebot · Die 11. Stunde · Die Tote Nr. 12 · Die 13. Schuld · Das 14. Verbrechen · Die 15. Täuschung · Der 16. Betrug · Die 17. Informantin · Die 18. Entführung · Das 19. Weihnachtsfest· Das 20. Opfer

Weitere Bände in Vorbereitung

James Patterson
mit Maxine Paetro

Die 18. Entführung

Thriller

Deutsch von Leo Strohm

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »
The 18th Abduction« bei Little, Brown and Company,
Hachette Book Group, New York.

Die Figuren und Ereignisse in diesem Buch sind fiktional.
Ähnlichkeiten zu realen Personen, lebend oder verstorben,
wären rein zufällig und vom Autor nicht beabsichtigt.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2021
Taschenbuchausgabe 2024 by Blanvalet,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Copyright der Originalausgabe © 2019 by James Patterson
This edition is arranged with Kaplan / DeFiore Rights through
Paul & Peter Fritz AG.
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2023 by Blanvalet,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München.
Redaktion: Gerhard Seidl, text in form
Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de
Umschlagmotive: © Getty Images (Jia Ji Yin/Eye Em;
Scott Barbour / The Image Bank)
SH · Herstellung: DiMo
Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7341-1344-4

www.blanvalet.de

Im Gedenken an
Alexander Campbell Paetro

PROLOG

1

Joe und ich saßen auf der Rückbank einer schwarzen Limousine und glitten über die Autobahn. Wir waren auf dem Weg vom Amsterdamer Flughafen Schiphol zum Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag.

Der Himmel war grau. Nur gelegentlich drangen einzelne Sonnenstrahlen durch die Wolkendecke und brachten die Tulpenfelder entlang der A 44 zum Leuchten. Ich war zum allerersten Mal in den Niederlanden, aber es gelang mir nicht, mich dem Charme dieses Landes zu öffnen. Wir waren nicht hier, um Urlaub zu machen. Es war alles andere als eine Vergnügungsreise.

Ich bin Polizeibeamtin bei der Mordkommission des San Francisco Police Department. Ich besitze fünf blaue Hosen, dazu passende Blazer und ein ganzes Fach voller Oxford-Hemden. Am liebsten trage ich flache Halbschuhe, und meine blonden Haare binde ich normalerweise ganz automatisch zu einem Pferdeschwanz zusammen.

Heute jedoch hatte ich mich für ein gediegenes schwarzes Kostüm entschieden, dazu eine Perlenkette, Pumps und einen frischen Haarschnitt – das volle Programm.

Mein Ehemann Joe, ehemaliger Polizist und Experte für Terrorismusbekämpfung, ist heute einer der führenden Berater für Risikomanagement und arbeitet von zu Hause aus. Dem Anlass entsprechend hatte er heute Kakihose und Pull-

over gegen einen konventionellen grauen Anzug und eine unauffällige, blau gestreifte Krawatte ausgetauscht.

Förmliche Kleidung war vorgeschrieben.

Wir waren wegen eines ganz bestimmten Prozesses hierhergekommen. Es war kein gewöhnliches Gerichtsverfahren, sondern eines von höchster, ja von globaler Bedeutung. Wir fieberten dem Urteilsspruch entgegen. Meine Gefühle schwankten zwischen Nervosität und Vorfreude, Aufregung und Angst hin und her.

In nicht einmal einer Stunde würden wir in einem Saal des Internationalen Strafgerichtshofs Platz nehmen. Dieses Gericht wird von über hundertzwanzig Staaten auf der ganzen Welt anerkannt und ist für die strafrechtliche Verfolgung von Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen zuständig.

Welches Urteil würde das Gericht über Slobodan Petrović sprechen?

Am Abend würden wir es wissen.

2

Als Joe und ich die Einfahrt in die Internationale Zone von Den Haag erreicht hatten, säumten zahlreiche Demonstranten den Straßenrand. Sie hielten Plakate und Transparente in die Höhe und skandierten Sprechchöre. Nach allem, was ich mitbekam, machten sie sich für die Wahrung der Menschenrechte und die Ahndung von Kriegsverbrechen stark.

Der Himmel verdunkelte sich, und ein feiner Nieselregen wehte über den Oude Waalsdorperweg, die Straße, die zum Internationalen Strafgerichtshof führte.

Jan, unser Fahrer, bremste, um keine Fußgänger zu gefährden. Der Wagen hinter uns tat es ihm gleich.

Joe starrte zum Fenster hinaus, aber ich hatte eher das Gefühl, als würde er nach innen schauen und sich an die Anfänge des Ganzen erinnern. Er nahm mein Spiegelbild im Fenster wahr, drehte sich zu mir um und lächelte mich mit schmalen Lippen an.

»Bist du bereit, Lindsay?«

Ich nickte und drückte seine Hand. »Und du?«

»Ich habe diesen Moment herbeigesehnt. Seit einer gefühlten Ewigkeit.«

Am Fuß einer Treppe hielt der Wagen an. Die Stufen führten hinauf zu einem Gebäudekomplex aus Glas und Stein. Jan stieg aus, klappte einen großen Schirm auf und öffnete uns die Tür.

Der Wagen hinter uns blieb ebenfalls stehen. Die beiden prominenten Rechtsanwälte aus San Francisco stiegen aus, spannten ihre Schirme auf und waren Anna Sotovina, unserer fünfundvierzig Jahre alten Freundin, beim Aussteigen behilflich. Zu fünft gingen wir mit schnellen Schritten die Treppe hinauf und über die Plaza bis zum Haupteingang.

Überrascht stellte ich fest, dass sich unter einem Gebäudevorsprung zahlreiche Menschen drängten. Sie entdeckten uns ebenfalls, rannten auf uns zu und scharten sich um uns.

Auf den Jacken konnte ich die Schriftzüge verschiedener europäischer Zeitungen lesen. Sie hatten offensichtlich die US-Medienberichte aufmerksam verfolgt und uns erkannt.

»Sergeant Boxer, ich bin Marie Lavalle von Agence France-Presse«, wandte sich eine ernsthaft dreinblickende junge Frau an mich. Der Regen tropfte vom Rand ihrer Kapuze. »Darf ich Sie um einen Kommentar bitten? Was erwarten Sie von der heutigen Gerichtsverhandlung?«

Ich wich zurück, aber sie gab nicht nach. »Nur ein paar Worte«, sagte sie. »Ein kleines Zitat für unsere Leser.«

»Tut mir leid«, erwiderte ich. »Aber hier geht es um mehr als ein paar Wortschnipsel.«

Dann wurde Lavalle von einem rotgesichtigen Mann mit einem Diktiergerät in der Hand beiseitegedrängt.

»Madam, Hans Schultz, *Der Spiegel*. Ich habe gehört, dass Sie aus persönlichen Gründen heute hier sind. Stimmt das?«

Bevor ich antworten konnte, schob sich der nächste Reporter mit dem Rücken gegen mich und hielt Joe ein Mikrofon unter die Nase.

»Nigel Warwick, BBC, Sir. Ich habe Ihre Karriere ver-

folgt, Mr. Molinari. FBI, US-Heimatschutz. CIA. Sind Sie als offizieller Vertreter Ihrer Regierung gekommen?«

Die Kameraleute kamen näher.

»Meine Frau und ich sind als Privatpersonen hier in Den Haag«, fauchte Joe ihn an. Dann wandte er sich ab und legte mir schützend einen Arm um die Schultern.

Wir schoben uns weiter in Richtung Eingang. Kurz bevor wir die Tür erreicht hatten, spürte ich eine Berührung am Arm. Ich drehte mich um und wollte den aufdringlichen Journalisten unwirsch abschütteln, als ich Anna erkannte. Die Kapuze sorgte dafür, dass ihr Gesicht im Schatten lag, aber ich sah, dass ihre Augen vom vielen Weinen ganz geschwollen waren.

Auch mir standen Tränen in den Augen.

Ich nahm sie in den Arm, und sie drückte erst mich und dann Joe fest an sich.

Als die beiden sich losgelassen hatten, sagte ich: »Du kannst mir vertrauen. Das ist der richtige Weg.«

»Ich vertraue dir, Lindsay, und ich vertraue auch Joe. Aber ich weiß, wie das System funktioniert. Nicht einmal in diesem Gerichtssaal gibt es Gerechtigkeit, das ist meine Erfahrung. Die Amerikaner verlassen sich auf ihr Justizsystem. Aber wir nicht.«

Die Pressemeute und mit ihr Dutzende von anderen Interessierten kamen näher und stießen uns vorwärts. Joe ergriff meine Hand.

Ich sagte zu meinem Mann: »Falls das hier schiefgeht, bricht mir das Herz.«

FÜNF JAHRE ZUVOR

1

Anna streifte eine leichte Jacke über ihr Sweatshirt und ihre Baumwollhose, wickelte sich einen Schal um den Kopf und band ihn unter dem Kinn fest, um die handtellergroße Brandnarbe auf ihrer linken Wange zu verdecken.

Sie wollte noch einkaufen, bevor es dunkel wurde, und mit dem Fahrrad konnte sie sich gut durch den Feierabendverkehr schlängeln. Sie setzte den Rucksack auf, schloss die Wohnungstür ab und schnappte sich ihr Fahrrad. Dann trug sie es die beiden Stockwerke von ihrem Studio-Apartment hinab bis vor die Haustür, wo angenehme sechzehn Grad herrschten. Nachdem sie auch die Eingangstreppe hinter sich gebracht hatte, schwang sie sich auf den Sattel und fuhr los.

Wie immer genoss sie den Anblick der riesigen Rasenfläche des Alamo Square Parks gegenüber ihrer Wohnung in der Fulton Street. Was für ein Glück sie doch hatte, dass sie am Leben war, und zwar hier in den Vereinigten Staaten.

Jedes Mal wieder freute sie sich darüber wie am ersten Tag.

Sie kam an wunderschönen, alten, viktorianischen Häusern vorbei, den sogenannten Painted Ladies von San Francisco, und bog nach rechts auf die Fell Street ab. Jetzt ging es bis zu ihrem Lebensmittelhändler nur noch geradeaus. Sie passierte mehrere Querstraßen und musste schließlich

vor einer roten Ampel warten. Aber dort sah sie etwas, was schlicht und einfach nicht wahr sein konnte.

Ein groß gewachsener Mann mit geröteten Wangen und einer Zigarre im Mund kam die Eingangstreppe vor einem der viktorianischen Häuser herab. Sein Anblick war wie ein Schlag in die Magengrube. Sie kam sich vor, als sei sie von einem Auto angefahren worden.

Anna wurde schwarz vor Augen. Ihre Knie gaben nach, aber obwohl sämtliches Blut aus ihrem Gehirn zu weichen schien, schaffte sie es noch, den Lenker mit beiden Händen zu packen und nicht umzufallen.

Als sie die Augen wieder aufmachte, stand er immer noch da auf der Treppe und versuchte, seine Zigarre anzuzünden. So hatte sie ein paar Sekunden Zeit, um sich zu vergewissern, dass sie nicht halluzinierte oder einen psychotischen Schub erlitten hatte. Vielleicht hatte sie sich ja doch getäuscht.

Anna fixierte den Teufel, der da an seiner Zigarre zog. Seine Haare waren grau geworden, aber sein Gesicht hatte sich kein bisschen verändert: dieselben vollen Lippen, dieselbe breite, faltenfreie Stirn, derselbe Stiernacken. Dazu die Körperform, die sie niemals vergessen würde, seine Art zu gehen – steif und bedächtig, wie ein Bär auf den Hinterpfoten.

Das *war* Slobodan Petrović, der Mann, dem sie in ihren nächtlichen Angstträumen begegnete, so, wie sie ihm zuvor im echten Leben begegnet war.

Annas Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Bilder zuckten vor ihrem inneren Auge auf: Petrović, wie er auf den Trümmern eines Wohnhauses stand. Er bückte sich, um ein kleines Mädchen zu umarmen, und stellte sich anschließend

mit strahlender Miene vor der Menge und den Kameras in Positur. Seine Stimme klang überschwänglich und freundlich.

»Legt die Waffen nieder, dann werden wir euch beschützen. Das verspreche ich euch.«

Seine Worte wurden vom ununterbrochenen *Ratta-ta-ratta-ta-tatt* der Maschinenpistolen, von Babygeschrei und ohrenbetäubenden Bombenexplosionen untermalt. Sie musste an ein anderes Versprechen aus Petrovićs Mund denken: »Wir werden euch unter Bomben und Granaten begraben.«

In diesem Fall hatte er sein Wort gehalten.

Anna kehrte wieder zurück in die Gegenwart. Petrović schritt in seiner schicken amerikanischen Kleidung die Treppe auf die Fell Street herab. Er befand sich tatsächlich hier in San Francisco, kerngesund und quicklebendig.

Und nahm sie überhaupt nicht wahr.

Hinter ihr ertönte ungeduldiges Hupen und riss sie aus ihren Gedanken. Die Ampel war auf Grün gesprungen. Petrović machte die Tür seines Jaguar auf und stieg ein.

Er wartete nicht ab, bis die anderen Autos an ihm vorbeigefahren waren. Er riss das Steuer herum, gab Gas und nahm dem nächsten heranrollenden Wagen die Vorfahrt.

Begleitet von wütendem Hupen sah Anna dem Jaguar nach. Mit festem Griff packte sie den Lenker ihres Fahrrads und stieß sich ab, verfolgte Petrović und versuchte gleichzeitig, die Erinnerungen an seine Brutalität auszublenden. Aber das gelang ihr nicht.

Diese Bilder lebten in ihr weiter.

Petrović würde mit seinen Taten nicht davonkommen.

Dieses Mal nicht. Nicht schon wieder.

2

Mit Autos kannte Anna sich aus.

Ihr Vater und ihr Bruder waren vor dem Krieg Automechaniker gewesen, und so hatte sie eine Menge mitbekommen. Sie wusste, dass der Jaguar in etwa sechs Sekunden von null auf hundert beschleunigen konnte, allerdings nur auf freier Strecke.

Doch jetzt steckte Petrović wie alle anderen im Feierabendverkehr fest, der mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von vielleicht dreißig Stundenkilometern vorwärts kroch.

Vorteil Anna.

Eine Fahrradfahrerin mit mehreren Fahrzeugen Abstand würde Petrović nicht bemerken. Sie würde ihn so lange verfolgen, wie sie konnte.

Jetzt ging es weiter, und Anna huschte in den Schutz eines SUV, der dicht hinter dem Jaguar fuhr, sodass sie Petrovićs Blicke nicht zu fürchten hatte. Bergab war das alles kein Problem, aber als dann der unvermeidliche Anstieg kam, hatte sie große Mühe, Schritt zu halten.

Sie richtete sich auf und trat mit aller Kraft in die Pedale.

Wie lange würde sie das durchhalten? Petrović fuhr einen ausgesprochen leistungsstarken Sportwagen, während ihre müden Muskeln sich auf einem zwölf Jahre alten Drahtesel abmühten. Ein Auto sauste laut hupend und viel zu knapp an ihr vorbei. Der Luftzug rüttelte an ihrem Rad und hätte sie beinahe aus dem Gleichgewicht gebracht.

Doch sie fing sich wieder und fuhr weiter, hielt den Blick auf Petrovićs Wagen gerichtet. Jetzt näherte er sich einer Kreuzung. Die Ampel stand auf Gelb und sprang auf Rot, doch der Jaguar gab Gas und fuhr geradeaus weiter in die Einbahnstraße Richtung Golden Gate Park.

Anna fuhr ihm hinterher. Ohne das Protestgeschrei der Fußgänger auf dem Zebrastreifen zu beachten, jagte sie über die Kreuzung wie eine Wahnsinnige.

Sie *war* eine Wahnsinnige.

Inmitten des Hupkonzerts behielt sie den Jaguar weiter im Auge, bis ihr die Ironie der Situation bewusst wurde.

Selbst nach all diesen Jahren gelang es Petrović immer noch, sie in Lebensgefahr zu bringen.

Hastig schob sie diesen Gedanken beiseite. Wenn es in dieser Welt auch nur einen Hauch von Gerechtigkeit gab, dann würde sie diesen Mann jagen und zur Strecke bringen.

Mittlerweile hatten sich vier Autos zwischen sie und den Jaguar geschoben. Da wurde der silberfarbene SUV direkt vor ihr unvermittelt langsamer und bog, ohne zu blinken, in die Cole Street ab. Noch mehr Fahrzeuge schoben sich in die Lücke, und der Abstand zu Petrović wurde stetig größer.

Anna hatte sich sein Kennzeichen zwar eingeprägt, aber jetzt konnte sie sich schon nicht mehr daran erinnern. Ihr Brustkorb schmerzte. Die Beine brannten ihr. Tränen rannen ihr über die Wangen. Schweißtropfen liefen ihr den Rücken hinunter. Und hinter ihren Augenlidern zuckte, im Takt mit dem *Ratta-ta-ratta-ta-tatt* der Artillerie, eine grässliche Diashow aus Grausamkeit und Tod auf.

Sie wollte nicht aufgeben, fuhr immer noch weiter, wenn auch langsamer, und wurde dann, am Westende des Pan-

handle und beim Übergang auf den JFK Drive, wieder schneller. Sie würde es schaffen. Sie würde gewinnen.

Sie würde herausfinden, wo Petrović hinfuhr, und dann würde sie sich einen Plan zurechtlegen. Er würde nicht noch einmal entkommen.

In hohem Tempo näherte Anna sich der Stelle, wo Fell Street und Oak Street ineinander übergingen, da ertönte hinter ihr lautes Hupen. Ein Auto zog an ihr vorbei und schnitt ihr den Weg ab. Sie lenkte scharf nach rechts, geriet aus dem Gleichgewicht und stürzte.

Der Verkehr rollte weiter, und Anna Sotovina lag im Rinnstein.

Sie schrie zum Himmel, aber niemand hörte sie.

3

An einem kühlen Mittwochmorgen stellte mein Partner Rich Conklin unseren Streifenwagen auf dem abschüssigen Teil der Jackson Street im Schatten der Pacific View Preparatory School ab.

Die PVP galt als die vielleicht beste Highschool in ganz Kalifornien. Das Fächerangebot war innovativ und genügte höchsten Ansprüchen, die Sportabteilung stellte in fünf verschiedenen Mannschaftssportarten die aktuellen Highschoolmeister des Bundesstaats, keine andere Schule konnte mehr Absolventen an den besten Colleges des Landes vorweisen, und das Kollegium war durchweg mit erstklassigen Lehrkräften bestückt.

Conklin und ich waren hier, weil drei dieser Lehrkräfte auf verstörende Weise verschwunden waren. Heute war der zweite Tag unserer Ermittlungen, und es sah nicht gut aus.

Am Montagabend hatten Carly Myers, Adele Saran und Susan Jones allem Anschein nach die Pacific View Prep verlassen, um gemeinsam eine Kneipe in der Nähe aufzusuchen. Sie hatten im The Bridge zu Abend gegessen, sich lebhaft unterhalten und waren nach dem Verlassen des Lokals spurlos verschwunden. Alle drei waren Singles zwischen Ende zwanzig und Anfang dreißig. Der Barkeeper hatte genau gewusst, was sie jeweils getrunken hatten. Die Kellnerin und ein anderer Gast hatten beobachtet, wie sie gegen

21.00 Uhr und offensichtlich bester Stimmung gemeinsam das Bridge verlassen hatten.

Als die Lehrerinnen am nächsten Morgen nicht zur Arbeit gekommen waren, hatte man ihre verschlossenen Autos auf dem Schulparkplatz entdeckt. Ihre Taschen und Laptops hatten auf den Beifahrersitzen gelegen.

Wir hatten den ganzen gestrigen Tag damit zugebracht, ihre Wohnungen zu durchsuchen und ihre Gewohnheiten zu erfragen. Sie hatten nicht in ihren Betten geschlafen, hatten niemanden angerufen und über ihre Abwesenheit informiert und hatten keine Geld- oder Kreditkarten benutzt. Dem Anschein nach waren sie einfach verschwunden.

Der Leiter unserer kriminaltechnischen Abteilung, Charles Clapper, hatte seine besten Techniker und Ermittler aus allen Teams zusammengezogen.

Sie arbeiteten verbissen.

Auf dem Lehrerparkplatz gab es keine Überwachungskameras, aber die Kriminaltechnik hatte sich bereits das Video aus dem Bridge vorgenommen und untersuchte jedes einzelne Bild. Dazu wurden die Autos der Lehrerinnen ebenso gründlich unter die Lupe genommen wie ihre Laptops.

Bis jetzt hatte das Labor jedoch nichts Verdächtiges entdeckt und keinen einzigen Hinweis gefunden.

Das bedeutete unterm Strich: Seit sechsunddreißig Stunden hatte niemand mehr etwas von ihnen gesehen oder gehört.

Als wir mit ihren Wohnungen fertig waren, hatte Lieutenant Warren Jacobi sich bereits mit den Eltern der Frauen in Verbindung gesetzt. Und da Jacobi ein sehr guter Polizeibeamter war, hatten seine Fragen die Eltern sofort in Panik versetzt.

Carly Myers' Familie wohnte in der Stadt. Conklin und ich hatten sie schon gestern Abend aufgesucht, unmittelbar nach Jacobis Anruf. Wir wollten sichergehen, dass wir nichts unversucht gelassen hatten. Es war in etwa so gelaufen wie erwartet: nackte Angst, Wut, unbeantwortbare Fragen und die dringende Bitte um die Zusage, dass ihrer Tochter nichts zugestoßen war.

Ihre Angst, ihr Schmerz und ihr Nichtwahrhabenwollen ließen mich seither nicht mehr los und hallten in mir nach.

Ich kippte den letzten Rest Kaffee hinunter, knüllte den leeren Becher zusammen und stopfte ihn in den Müllbeutel, den wir immer im Auto haben. Mein Partner tat es mir nach.

Rich Conklin ist eigentlich ein positiver Mensch, aber heute sah man ihm das nicht an. Er seufzte lang und tief, und das war mehr als nur die Frustration darüber, dass wir nichts als eine Schachtel voller unbedruckter Puzzleteile vor uns hatten. Er war wirklich erschüttert. Jahrelang hatte er auf eine Stelle bei der Mordkommission hingearbeitet, aber jetzt bekam er es mit der dunklen Seite seines Traums zu tun. Ich wusste, was er dachte, weil ich genau das Gleiche dachte.

Wo steckten die drei Lehrerinnen?

Lebten sie noch?

Wie viel Zeit blieb ihnen übrig?

Während ich meinem frisch angetrauten Ehemann Joe eine Textnachricht schickte, sang mein Partner den Refrain eines alten Steve-Miller-Songs vor sich hin: »Time keeps on slippin', slippin', slippin', into the future.«

Ich machte Meldung bei der Funkzentrale und sagte dann zu meinem Partner: »Okay, Rich. Abfahrt.«

4

Conklin und ich stiegen aus unserem Fahrzeug und gingen die Steintreppe hinauf, die von der Straße zum Schulgebäude führte.

Oben angelangt hatten wir eine gepflegte Rasenfläche vor uns, und außerdem – in einem Radius von hundertachtzig Grad – freie Sicht auf das von einem dichten Nebelschleier verhüllte Meer. Die Pacific View Preparatory School bestand aus insgesamt drei mehrstöckigen Gebäuden, die als rechtwinkliges Hufeisen um einen offenen Innenhof angeordnet waren.

Der Haupteingang befand sich genau vor uns im Zentralgebäude. Wir zeigten dem bewaffneten Wachmann unsere Dienstmarken. Auf seinem Namensschild stand K. STROOP.

Ich stellte uns vor.

»Sergeant Boxer, Mordkommission. Und das ist mein Partner, Inspektor Conklin.«

»Mordkommission?«, erwiderte Stroop. »Moment mal, *nein*. Haben Sie etwa die Leichen gefunden?«

»Nein, nein«, beschwichtigte Conklin. »Aber wir bearbeiten diesen Fall mit höchster Priorität. Alle Einheiten, alle verfügbaren Kräfte sind im Einsatz.«

Stroop schien erleichtert zu sein. Ich fragte ihn: »Haben Sie mitbekommen, wie Myers, Jones und Saran am Montagabend hier weggegangen sind?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich mache immer um vier Feierabend.«

»Aber Sie kennen die drei, oder nicht?«

»Na klar, flüchtig jedenfalls. Ab und zu begegnet man sich im Flur und sagt ›Guten Morgen‹ oder ›Schönes Wochenende‹. So in der Art.«

»Wissen Sie vielleicht, ob eine der Frauen Feinde hat? Einen eifersüchtigen Freund vielleicht? Oder einen verärgerten Schüler, der sich ungerecht behandelt fühlt? Könnte auch eine Schülerin sein. Hat irgendjemand ein ungewöhnliches Interesse an einer von ihnen gezeigt?«

Erneut schüttelte er den Kopf.

»Alle drei sind wirklich nette Menschen. Genau wie unsere Schüler auch.«

Ich nickte. »Ich würde Ihnen gerne noch ein paar Routinefragen stellen.«

»Schießen Sie los«, sagte er.

Ich wollte wissen, wo er die beiden vergangenen Abende zugebracht hatte. Am Montagabend war er zu Hause bei seiner Frau und seinem Sohn gewesen. Gestern hatte er zusammen mit seiner Frau und Freunden eine Geburtstagsfeier in einem Restaurant besucht.

Er zog sein Handy aus der Tasche und zeigte mir mehrere Selfies aus dem Restaurant. Die leitete er an mich weiter, zusammen mit seiner eigenen Telefonnummer und der des Geburtstagskindes.

Dann sagte er: »Ich würde Ihnen so gerne weiterhelfen. Ich muss ununterbrochen an die drei denken.«

Conklin reichte ihm seine Visitenkarte. »Wenn Ihnen etwas einfällt, egal was, rufen Sie uns bitte an.« Dann betraten wir das Hauptgebäude und gingen einen breiten Flur entlang.

Vor zwei Tagen hatten Carly Myers, Adele Saran und Susan Jones auf dem Weg in ihre Klassenzimmer ebenfalls diesen Flur benutzt. Stroop hatte uns bestätigt, dass der Montag ein ganz gewöhnlicher Arbeitstag gewesen war. Ihm war jedenfalls nichts Verdächtiges aufgefallen.

Was war also mit diesen drei Lehrerinnen geschehen?

Es sprach alles dafür, dass sie keine Ahnung gehabt hatten, dass sie von einem gewöhnlichen Arbeitstag direkt in eine Katastrophe gerissen werden würden. Dass sie schon wenige Minuten nach dem Verlassen des Bridge entführt werden würden.

Mit jeder verstreichenden Stunde erhöhte sich die Wahrscheinlichkeit, dass sie tot waren.

5

Auf unserem Weg durch den breiten, von Spinden gesäumten Flur lasen Conklin und ich die Namensschilder an den Türen. Wir suchten das Büro der stellvertretenden Schulleiterin Karin Slaughter.

In einem Gespräch mit dem Schulleiter hatten wir erfahren, dass Slaughter zweiunddreißig Jahre alt war, einen Masterabschluss in Pädagogik besaß und seit fünf Jahren an der Pacific View Prep tätig war. Das Wichtigste aber: Sie war mit den drei vermissten Frauen befreundet.

Es war daher gut möglich, dass sie uns einen Hinweis geben konnte, der den Grund ihres Verschwindens offenbarte, selbst wenn ihr das gar nicht bewusst war.

Slaughters Bürotür stand offen, und Conklin klopfte an. Sie erhob sich, kam uns entgegen und reichte uns die Hand. Sie war konservativ gekleidet – schwarzes Kostüm und Schuhe mit flachen Absätzen – und wirkte ehrlich besorgt.

Ich hörte mich sagen: »Sie heißen genau wie eine meiner Lieblingsschriftstellerinnen.«

»Das höre ich nicht zum ersten Mal«, erwiderte sie lächelnd. »Wir sind Google-Zwillinge.«

»Google-Zwillinge? Ach so, Sie meinen Leute mit demselben Namen?«

»Genau. Wenn Sie *Karin Slaughter* googeln, finden Sie auch mich. Und ich bin ein großer Fan von ihr.«

Sie war mir auf Anhieb sympathisch. Nachdem sie auf eine Reihe von Bestsellern in ihrem Bücherregal gezeigt hatte, kehrte sie an ihren Platz hinter dem Schreibtisch zurück. Tiefe Sorgenfalten zerfurchten ihr Gesicht.

Kaum hatten mein Partner und ich uns auf die beiden Stühle vor ihrem Schreibtisch gesetzt, da platzte es aus ihr heraus: »Ich habe schreckliche Angst. Ich kann nicht mehr schlafen und an nichts anderes mehr denken als an die drei. Wussten Sie, dass ich am Montagabend eigentlich auch mitkommen wollte? Aber ich hatte noch zu tun und musste absagen.«

Conklin und ich hatten zwar Fotos der vermissten Frauen und kannten ihre Adressen und Stundenpläne, aber über ihre Charakterzüge, Gewohnheiten und Beziehungen wussten wir bis jetzt kaum etwas. Karin Slaughter gab uns bereitwillig Auskunft.

»Carly Myers ist die geborene Anführerin«, sagte sie. »Wenn es eine Party oder einen Ausflug zu organisieren gibt, dann macht sie das. Sie unterrichtet Geschichte und liebt Sport, Baseball, Football, ganz egal. Ich würde sie als kontaktfreudig und abenteuerlustig beschreiben. Und das meine ich durch und durch positiv.«

Anschließend beschrieb sie uns Susan Jones, Musiklehrerin, geschieden. Sie sah jeden Abend bis spät in die Nacht fern und hatte im letzten Jahr knapp zwanzig Kilogramm abgenommen. »Sie ist witzig, eine begnadete Pianistin und auf der Suche nach der Liebe«, sagte sie. Sie hatte sich eine hautenge Jeans gekauft und war blond geworden.

Als Nächstes erkundigten wir uns nach Adele Saran und erfuhren, dass sie neu an der Schule war. »Sie ist vor rund einem Jahr aus Monterey zu uns gekommen. Unterrichtet

englische Literatur, liest viel und trainiert jeden Tag in der Mittagspause in unserem Fitnessstudio. Ich würde sie als umsichtigen, ernsthaften Menschen bezeichnen. Erst in letzter Zeit ist sie etwas aufgetaut. Ich würde sagen, wir tun ihr gut. Obwohl, jetzt …«

Wir hatten viele Fragen: Hatte eine der drei Frauen in letzter Zeit vielleicht über Probleme mit Schülern oder Kolleginnen geklagt? Waren sie womöglich bedroht worden? Gab es Süchte, Probleme mit Verwandten oder Verehrern? Irgendwelche Anzeichen für eine depressive Erkrankung?

Nein, nein, nein, nein.

Nach Slaughters Angaben hatten die drei jungen Frauen keinen einzigen Arbeitstag verpasst, waren beliebt und hatten, bis auf Adele, gelegentlich auch die eine oder andere Verabredung.

»Es ist wirklich schrecklich«, sagte sie. »Ich habe so ein schlechtes Gewissen, dass ich das jetzt sage, aber ich könnte ebenso gut eine der Vermissten sein. Und dann würden Sie jetzt auch nach mir suchen. Bitte sagen Sie mir, dass Sie zumindest die Möglichkeit sehen, dass die drei … dass sie in Sicherheit sind.«

Ich konnte das, was sie hören wollte, nicht aussprechen, darum wechselte ich das Thema.

»Sämtliche Polizeibeamten der ganzen Stadt suchen im Moment nach Ihren Freundinnen. Unser kriminaltechnisches Labor untersucht ihre Autos, ihre Wohnungen und ihre Computer. Wir stehen im Kontakt mit den Eltern. Wir finden die drei. *Garantiert*.«

Ich wollte Karin Slaughter beruhigen und gleichzeitig mir selbst versichern, dass wir bis zum Abend eine wirklich belastbare Spur finden würden, um diesen Fall aufzuklären.

Es musste doch irgendeinen Videoausschnitt, einen Zeugen, einen Hinweis geben, der uns zu diesen vermissten Lehrerinnen führte. Oder? Es durfte auch gern eine Lösegeldforderung sein.

Wir bedankten uns bei Karin Slaughter für ihre Hilfe, baten sie, uns auf jeden Fall anzurufen, falls ihr noch etwas einfiel, und machten uns auf den Weg zum nächsten Gespräch.

Am Ende des Schultags hatten mein Partner und ich mit zwei Dutzend Personen gesprochen, aber nur einige wenige, sehr dürftige Hinweise erhalten, die zu nichts führen würden. Gegen 17.00 Uhr schauten wir noch kurz im kriminaltechnischen Labor vorbei.

Als wir eintraten, schlüpfte Clapper gerade in seine Jacke.

»Die Autos sind schmutzig«, berichtete er. »Also, ganz normal schmutzig. Jede Menge Fingerabdrücke, Dreck auf den Fußmatten, Wasserflaschen. Wir analysieren jeden einzelnen Abdruck. Auf ihren Computern, sowohl bei der Arbeit als auch zu Hause, haben wir nichts Auffälliges gefunden, aber wir sind immer noch dran, genau wie an den Handydaten.«

»Das heißt also … Du hast uns nichts zu sagen, richtig?«

»Boxer, wir machen so schnell wir können«, entgegnete Clapper.

Gemeinsam gingen wir nach draußen auf den Parkplatz.

Nicht einmal ein kleines bisschen Small Talk brachten wir zustande.

Wo waren diese vermissten Frauen? Bei wem? Was war mit ihnen geschehen?

6

Gegen 19.00 Uhr verließ Joe Molinari sein Büro in der FBI-Zweigstelle von San Francisco und machte sich auf den Weg zu seinem Auto, das er in der Golden Gate Avenue, unweit der Larkin Street, abgestellt hatte.

In dem Labyrinth aus dunklen Straßen zwischen Civic Center und Tenderloin waren zahlreiche Stundenhotels angesiedelt. Außerdem war dies die bevorzugte Gegend für Drogendealer und ihre Kundschaft, für Kriminelle aller Art, darunter auch gewaltbereite, sowie alle diejenigen, die ohnehin ständig vom Pech verfolgt waren.

Joe hatte die Autoschlüssel in der Hand. Sein Wagen stand unter einer Straßenlaterne und war allem Anschein nach unbeschädigt. Er dachte an zu Hause und ans Abendessen, als er die Frau entdeckte, die neben seinem Auto auf dem Bordstein hockte. Sie hatte den Kopf gesenkt, die Hände vors Gesicht geschlagen und schluchzte.

Beim Näherkommen sah Joe, dass sie nur einen Schuh trug und ihre Jacke im Schulterbereich eingerissen war. Doch davon abgesehen machte ihre Kleidung einen guten Eindruck. Es sah jedenfalls nicht so aus, als sei die Frau obdachlos.

Vielleicht war sie ja überfallen und ausgeraubt worden.

»Hallo«, sagte er.

Die Frau hob den Blick. Das Licht der Straßenlaterne fiel

auf eine entstellende Brandnarbe auf ihrer linken Gesichtshälfte, vom äußeren Augenwinkel bis zu ihrer Oberlippe. Sie zog an ihrem Schal, um die Narbe zu verdecken.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Joe.

»Bestens«, entgegnete sie.

Dann verzog sie das Gesicht und ließ erneut den Kopf in die Hände sinken.

Joe setzte sich neben sie auf den Bordstein.

»Wie heißen Sie?«

Sie wischte sich mit dem Ärmel die Tränen aus dem Gesicht und sagte schließlich: »Anna.«

»Ich heiße Joe. Geht es Ihnen nicht gut, Anna?«

»Ganz allgemein? Oder eher im Speziellen?«

Er lächelte sie an. Sie war schätzungsweise Ende dreißig und sprach mit einem osteuropäischen Akzent.

»Zunächst mal aktuell. Sind Sie verletzt?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich glaube nicht. Ich bin gestürzt, mit dem Rad.«

Sie zeigte auf das Fahrrad, das ein kleines Stück entfernt an einer Hauswand lehnte. Der Rahmen war verbogen und die Kette gerissen. Und es sah so aus, als sei es schon vor dem Sturz nicht mehr das allerneueste gewesen.

»Kann ich Sie irgendwo hinbringen?«

Sie wirkte sehr verunsichert. Verletzlich. Ihm war nicht wohl bei der Vorstellung, sie hier in dieser Gegend allein mit ihrem Rucksack auf dem Bürgersteig zurückzulassen.

»Sie können unbesorgt sein«, sagte er. Dann klappte er seinen Jackenkragen um und zeigte ihr seine Dienstmarke.

»Kann ich die noch mal sehen?«

Er zeigte ihr die Marke noch einmal, und sie beugte sich dicht davor, um die Inschrift rund um das Wappen zu ent-

ziffern: *Federal Bureau of Investigation*. Sie wich zurück und sagte: »Das wäre sehr schön.«

Joe fragte Anna, wo sie wohnte, und war ihr beim Einsteigen behilflich. Er holte das Fahrrad, schob es in den Kofferraum und rief anschließend Lindsay an.

»Blondie, ich komme etwas später. Eine halbe Stunde, mehr nicht.«

Nachdem er aufgelegt hatte, setzte er sich ans Steuer seines Mercedes. Anna drückte sich dicht an die Beifahrertür und sagte: »Danke.«

»Ich bin froh, dass ich Ihnen helfen kann.«

Er ließ den Motor an und fuhr auf der Golden Gate Avenue nach Osten. Nach mehreren Abzweigungen hatten sie den Tenderloin-Distrikt hinter sich gelassen. Er sagte: »Anna, können Sie mir vielleicht verraten, wieso Sie mitten in einer der übelsten Gegenden der Stadt ganz alleine auf dem Bürgersteig gesessen haben?«

»Ich war beim FBI, weil ich es ihnen sagen wollte. Aber wahrscheinlich sehe ich nicht vertrauenswürdig aus, jedenfalls wollte mich niemand anhören. Und Sie werden mir auch nicht glauben.«

»Ich bin ein guter Zuhörer«, erwiderte er. »Versuchen Sie's einfach.«

7

Joe musste sich sehr anstrengen, um Annas Worte über dem Verkehrslärm auf der McAllister hören zu können.

Mit brechender Stimme berichtete sie ihm, weshalb sie zum FBI gegangen war. Unter den wenigen Worten, die er klar und deutlich verstehen konnte, stach der Name eines Kriegsverbrechers hervor, der vor vielen Jahren für den Tod Tausender Menschen verantwortlich gewesen war.

»Sie stammen aus Bosnien?«

Sie nickte.

»Aus Srebrenica?«

»Nein. Aus Djoba.«

Djoba war so etwas wie eine Aufwärmübung für das Massaker in Srebrenica gewesen.

Joe wusste eine ganze Menge über die Kriege in Bosnien: Wie Jugoslawien nach dem Zusammenbruch des Ostblocks in sechs Volksrepubliken zerfallen und förmlich zerrissen worden war. Wie die in Bosnien und Kroatien lebenden Serben die Einheit mit ihren Brüdern und Schwestern in Serbien gesucht hatten. Dabei waren die Auseinandersetzungen zwischen christlich-orthodoxen Serben und muslimischen Bosniern besonders brutal gewesen – eine Fortsetzung der Kriege im Verlauf der osmanischen Invasionen viele Jahrhunderte zuvor.

Aber hier ging es um Völkermord. Tausende Männer und

Jungen waren abgeschlachtet, Tausende Frauen vergewaltigt, Kinder brutal ermordet worden.

Anna versuchte, ihre Tränen zu unterdrücken, dann brach sie zusammen. Joe holte eine Packung Papiertaschentücher aus dem Handschuhfach und bereute, dass er sie nicht in sein Büro gebeten hatte. Dort hätte er sie direkt zu einem diensthabenden Agenten bringen sollen, dessen Aufgabe darin bestand, zu entscheiden, ob eine neue Fallakte angelegt wurde oder nicht.

Aber jetzt schuldete er ihr seine gesamte Aufmerksamkeit, und darüber hinaus musste er auf den Verkehr achten. Um ihre Worte besser verstehen zu können, machte Joe die Fenster zu und schaltete die Lüftung aus.

»Verstehen Sie, was ich sage? Ich habe ihn gesehen, *hier*, und das ist gerade einmal zwei Stunden her. *Slobodan Petrović*.«

»Ja, ich weiß, wer das ist. Sprechen Sie weiter. Ich verstehe, was Sie sagen, und ich weiß auch, woher Sie kommen.«

Anna schnäuzte sich, knotete ihren Schal auf und fing an zu berichten, was sich an einem heißen Sommertag in der kleinen Stadt Djoba zugetragen hatte.

»Ich habe gerade mein Baby gebadet, in der Küchenspüle, da kamen Soldaten in das Dorf, auf der Hauptstraße«, sagte sie und starrte durch die Windschutzscheibe nach draußen, mitten in den Schrecken ihrer Vergangenheit.

»Die ersten sind zu Fuß gekommen. Dann die Panzer und die Offiziere in ihren Jeeps.

Mein kleiner Sohn, Bakir, hat angefangen zu weinen. Mein Mann ist in die Küche gekommen und hat gesagt: ›Bleib hier.‹ Dann ist er nach draußen gerannt. Zerin war

noch nicht einmal dreißig Jahre alt«, sagte Anna. »Er war so stark und voller Energie. Aber das war das letzte Mal, dass ich ihn lebend gesehen habe.«

Joe murmelte: »Das tut mir sehr leid. Es tut mir furchtbar leid, Anna.«

Sie starrte nach draußen auf die dunklen Straßen wie auf eine Leinwand mit den Bildern ihrer grässlichen Geschichte. Sie berichtete Joe, dass ihre Stadt von den Vereinten Nationen zur Sicherheitszone erklärt worden war und dass Hunderte Flüchtlinge dorthin gekommen waren. Dass sie sich in der glühenden Hitze mit viel zu wenig Wasser und Nahrung zusammengedrängt hatten. Und dass die meisten, die in dieser sogenannten Sicherheitszone gestrandet waren, Frauen, Kinder und alte Menschen gewesen waren.

Anna erzählte, dass die serbischen Soldaten sich unter die Flüchtlinge gemischt und die Männer willkürlich erschossen hatten. Doch das hatte ihnen noch nicht gereicht. Sie hatten auch diejenigen, die sich in den umliegenden Feldern und Bauernhöfen versteckt hatten, aufgespürt und hingerichtet. Sie hatten die Häuser und Scheunen niedergebrannt, und dann hatten die serbischen Soldaten sich den Frauen und Kindern zugewandt, die im Dorf eingeschlossen gewesen waren.

»Ich habe mich mit Bakir in unserem Haus versteckt«, fuhr Anna fort. Das Grauen in ihrer dumpfen Stimme war nicht zu überhören. »Aber sie haben mich gefunden. Sie haben mir mein Kind weggenommen, meinen wunderhübschen Jungen. Dann haben sie mich zu Boden gedrückt und … Sie wissen, was sie dann getan haben. Zu viert. Sie haben gelacht. Sie haben versucht, mir so sehr wie möglich wehzutun. Ich bin bewusstlos geworden. Am nächsten Mor-

gen waren sie verschwunden. Ich habe mein Baby am Straßenrand gefunden, mit aufgeschlitzter Kehle.«

Anna stöhnte, und dann schluchzte sie haltlos in ihre vors Gesicht geschlagenen Hände, während sie den unaussprechlichen Tod ihres kleinen Jungen noch einmal durchlebte.

Joe lenkte den Wagen an den Straßenrand und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie schüttelte ihn ab und lehnte den Kopf ans Fenster, wurde von Weinkrämpfen geschüttelt, so lange, bis sie keine Tränen mehr hatte.

Dann drehte sie sich zu ihm um. »Was ich am wenigsten begreifen kann, ist … dass da so etwas Unfassbares geschieht, etwas, was einen im Innersten tötet, und dass man trotzdem weiteratmet, dass das Herz trotzdem weiterschlägt und man weiterlebt. Dass die Zeit einfach weitergeht.«

Joe musste gegen seine eigenen, sehr widersprüchlichen Gefühle ankämpfen. Er wollte sie trösten. Er wollte jemanden töten – Petrović. Er wollte weinen.

»Es ist so lange her, dass ich jemandem davon erzählt habe, Joe«, fuhr Anna fort. »Es tut mir leid, dass es Sie getroffen hat. Aber dass ich Petrović heute gesehen habe, gesund und munter … *wohlhabend*. Ich dachte, er wäre tot. Ich dachte, er wäre schon lange tot.«

»Wie kann ich Ihnen helfen?«

Anna und Joe saßen in dem parkenden Wagen und unterhielten sich. Sie schilderte ihm ihre Fantasien, in denen sie Petrović immer wieder ermordete, und erzählte ihm ausführlich von den Gesprächen mit anderen Frauen in Djoba. Gespräche im Flüsterton, und nie hatte eine ausgesprochen, was ihr angetan worden war. Das war nicht nötig gewesen.

Schließlich war sie erschöpft. »Bitte, bringen Sie mich nach Hause, Joe. Ich muss jetzt allein sein.«